

KATHERINE MAY

Wenn  
das Leben  
innehält

»Wunderschön und heilsam  
wie der Winter selbst.«

*Elizabeth Gilbert*

# ÜBERWINTERN

it



insel taschenbuch 4943

Katherine May

Überwintern



Es gibt Zeiten, da liegt unser Leben »auf Eis« und wir fühlen uns wie aus der Welt gefallen. Durch eine Krankheit oder den Verlust eines geliebten Menschen, durch Arbeitslosigkeit. Auch ein freudiges Ereignis wie die Geburt eines Kindes kann uns aus dem Gleichgewicht bringen. Katherine May nennt diese Zeiten des Rückzugs, die ihr selbst nur allzu vertraut sind, »Winter«. Und wie auch in der winterlichen Kälte alles ruht, um Kraft für den Frühling zu sammeln, so gibt May sich dem »Überwintern« hin. Sie reist nach Tromsø zu den Polarlichtern, schwimmt im eisigen Meer, schwitzt in der Sauna und feiert das Winterfest Santa Lucia. Sie besinnt sich auf das Wesentliche und gibt sich der Ruhe und inneren Einkehr hin – bis sie sich wieder bereit fühlt, mit neuer Energie weiterzumachen.

Katherine May schreibt Romane und Sachbücher, u. a. über das Aspergersyndrom, und ist Herausgeberin einer Essaysammlung zur Mutterschaft. Sie verfasste zahlreiche Artikel für u. a. die *New York Times* und unterrichtete Creative Writing an der Christ Church University in Canterbury.

Marieke Heimbürger übersetzt aus dem Englischen und dem Dänischen. Sie war mehrfach Stipendiatin des Deutschen Übersetzerfonds und erhielt mehrere Förderungen von der Dänischen Kulturbehörde.

KATHERINE MAY  
ÜBERWINTERN

Wenn das Leben innehält

Aus dem Englischen von Marieke Heimbürger

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
*Wintering. The power of rest and retreat in difficult times*  
bei Rider, einem Imprint von Penguin Random House, London.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde  
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Erste Auflage 2022

insel taschenbuch 4943

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag  
Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2021

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und  
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler, Hamburg,  
unter Verwendung des Originalumschlags von David Eldridge, London  
Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68243-1

[www.insel-verlag.de](http://www.insel-verlag.de)

All jenen, die schon einmal überwintert haben



# Inhalt

PROLOG September  
Spätsommer 13

Oktober  
Vorbereitungen 29  
Heißes Wasser 49  
Geistergeschichten 67

November  
Metamorphose 79  
Schlummer 89

Dezember  
Licht 107  
Mittwinter 116  
Epiphanias 133

Januar  
Dunkelheit 151  
Hunger 166

Februar  
Schnee 179  
Kaltes Wasser 193

März

Überleben 213

Gesang 230

EPILOG Ende März

Tauwetter 251

Danksagung 263

Anmerkungen 265

Nachweis der verwendeten Zitate 267

Over the land freckled with snow half-thawed  
The speculating rooks at their nests cawed  
And saw from elm-tops, delicate as flowers of grass,  
What we below could not see, Winter pass.

Über das Land gesprenkelt mit Schnee halb getaut  
Krächzten sinnende Krähen von Nestern aus laut  
In graszarten Wipfeln und sahen von dort  
Was uns unten verborgen: Der Winter ging fort.

*Edward Thomas, »Tauwetter«*



PROLOG

September



# Spätsommer

Manche Winter beginnen mit Sonnenschein. Dieser begann an einem strahlenden Tag Anfang September, eine Woche vor meinem vierzigsten Geburtstag.

Ich feierte mit ein paar Freunden am Strand von Folkestone, der in den Ärmelkanal ragt, als strecke er die Hand aus nach Frankreich. Um eine richtige, große Party zu vermeiden, mir aber dennoch den Übergang in das nächste Lebensjahrzehnt zu erleichtern, hatte ich für die kommenden zwei Wochen mehrere Abende geplant, an denen ich mit diversen Freunden gut essen und trinken wollte, und dieser war der erste. Die Fotos von jenem Tag kommen mir heute absurd vor. Wie berauscht von meinem Älterwerden knipste ich den in das warme Licht des Spätsommers getauchten Küstenort. Den Waschsalon, an dem wir auf dem Weg vom Parkplatz vorbeikamen und der wie aus der Zeit gefallen wirkte. Die den Strand säumenden, pastellfarbenen Betonhütten. Unseren zusammengewürfelten Haufen Kinder, wie sie über den Wassersaum sprangen und im unfassbaren Türkis des Meeres planschten. Den Becher Gypsy-Tart-Eis, den ich mir genehmigte, während die Kinder spielten.

Von meinem Mann, H, gibt es keine Fotos. Das ist erst mal nichts Ungewöhnliches: Ich habe zig Fotos von meinem Sohn Bert und dem Meer gemacht. Ungewöhnlich ist die dann fol-

gende Lücke in meinem Fotoordner. Das nächste Bild ist zwei Tage später aufgenommen und zeigt H, wie er im Krankenhaus liegt. Für die Kamera ringt er sich ein gequältes Lächeln ab.

H hatte bereits am Strand über Bauchschmerzen und Übelkeit geklagt. Ich maß dem nicht viel Bedeutung bei, schließlich schleppt so ein Kleinkind wie Bert in einem fort irgendwelche Keime ins Haus, von denen man Halsschmerzen, Ausschlag, eine verstopfte Nase oder eben Bauchweh bekommt. Und H hat auch kein großes Aufheben gemacht. Nach dem Mittagessen, das er nicht angerührt hatte, marschierten wir die Steilküste hinauf zum Spielplatz. H verschwand für ein paar Minuten. Ich fotografierte Bert, wie er im Sandkasten spielte, er hatte sich einen Schweif aus Meertang hinten in den Hosenbund gesteckt. Als H wiederkam, sagte er, er habe sich übergeben.

»O nein!«, sagte ich und versuchte dabei mitfühlend zu klingen, während ich gleichzeitig dachte, wie ungelegen mir das kam. Jetzt mussten wir den Ausflug sicher abbrechen, damit er sich zu Hause hinlegen konnte. Er hielt sich den Bauch, aber das fand ich unter den gegebenen Umständen nicht weiter beunruhigend. Ich hatte keinerlei Eile, den Rückweg anzutreten, und das muss ziemlich deutlich gewesen sein, denn unser Freund – einer unserer ältesten Freunde, ein Schulfreund – tippte mir auf die Schulter und sagte: »Katherine, ich glaube, H geht es wirklich nicht gut.«

»Ach ja?«, sagte ich. »Glaubst du?« Ich sah zu H, dessen schmerzverzerrtes Gesicht schweißnass glänzte. Ich sagte, ich würde das Auto holen. Ich kann mich noch gut an den Schrecken erinnern, den ich in jenen Minuten empfand.

Als wir nach Hause kamen, glaubte ich immer noch nicht daran, dass wir es mit etwas Schlimmerem als dem Norovirus

zu tun hatten. H legte sich ins Bett, und ich versuchte, Bert zu beschäftigen, der ja nun um seinen Nachmittag am Strand gebracht worden war. Zwei Stunden später rief H nach mir, und als ich nach oben ins Schlafzimmer kam, war er dabei, sich anzuziehen. »Ich glaube, ich muss ins Krankenhaus«, sagte er. Ich lachte überrascht auf.

Mit einer Kanüle im Handrücken saß H auf einem der Plastikstühle im Wartezimmer und sah hundeelend aus. Es war Samstagabend. In der Notaufnahme wimmelte es von Rugbyspielern, die ihre gebrochenen Finger bewunderten, Bierleichen mit lädierten Visagen und alten Menschen in Rollstühlen, deren Betreuer sich weigerten, sie zurück ins Seniorenheim zu bringen. Ich hatte Bert bei den Nachbarn abgegeben und versprochen, ihn in ein bis zwei Stunden wieder abzuholen, aber es dauerte nicht lange, bis ich eine Nachricht schrieb und fragte, ob er bei ihnen übernachten könne. Es war bereits nach Mitternacht, als ich H schließlich im Krankenhaus alleine ließ, und da hatte man ihn immer noch nicht auf eine Station gebracht.

Ich fuhr nach Hause und machte kein Auge zu. Als ich am nächsten Morgen wieder ins Krankenhaus kam, ging es H deutlich schlechter. Er war sehr matt und fiebrig. Die Schmerzen hätten im Laufe der Nacht zugenommen, erzählte er, doch gerade als er meinte sie nicht mehr aushalten zu können, sei Schichtwechsel gewesen, und keine der Krankenschwestern konnte ihm Medikamente zur Linderung geben. Dann sei sein Blinddarm geplatzt. Er hätte das gespürt. Er habe vor Schmerzen gebrüllt und sei von der Stationschwester angegangen worden, er könne sich wohl nicht benehmen und würde furchtbar übertreiben. Der Mann im Nachbarbett sei aufgestanden und habe sich für ihn eingesetzt. Durch den Vorhang rief der

Nachbar uns zu: »Dabei war ihm doch anzusehen, wie schlecht es ihm ging, dem armen Kerl.«

Aber von einer Operation war offenbar immer noch keine Rede. H hatte Angst.

Und dann bekam auch ich Angst. Ganz offensichtlich war während meiner Abwesenheit etwas sehr Gefährliches und Schreckliches passiert, doch es kümmerte keinen: Die Pflegerinnen und Ärzte bewegten sich mit einer Seelenruhe durch die Station, als bestünde keinerlei Eile – als solle jemand, dem ein inneres Organ platzt, sich bitte einfach entspannen und das klaglos hinnehmen. Schlagartig und sehr heftig wurde mir bewusst, dass ich H verlieren könnte. Er brauchte jemanden an seiner Seite, der für ihn kämpfte. Also blieb ich bei ihm, ohne mich um die Besuchszeiten zu scheren, und wenn seine Schmerzen unerträglich wurden, lief ich der Stationsschwester hinterher, bis sie ihm half. Normalerweise bringe ich es nicht mal fertig, mir eine Pizza zu bestellen, aber das hier war etwas anderes. Das hier war ich gegen sie, das Elend meines Mannes gegen ihre starren Routinen. Ich würde mich nicht geschlagen geben.

Um neun Uhr abends ging ich an dem Sonntag nach Hause und rief stündlich im Krankenhaus an, bis H endlich im OP war. Sollten sie mich doch für hysterisch und nervig halten. Dann lag ich wach, bis mein Mann wieder raus war aus dem OP und man mir sagte, es gehe ihm gut. Trotzdem konnte ich nicht schlafen. Es gibt Situationen, in denen schlafen sich für einen anfühlt wie fallen: Erst versinkt man in köstlicher Finsternis, und dann fährt man auf einmal hoch und sieht sich suchend in der Dunkelheit um. Doch alles, was ich in jener Zeit fand, waren meine eigenen Ängste: davor, dass mein Mann unerträg-

lich leidet; davor, dass ich ihn verlieren könnte und dann alleine weiterleben, *überleben* müsste.

Die ganze Woche hielt ich an seinem Krankenbett Wache, während Bert in der Schule war. Ich war da, als der Chirurg fast schon ehrfürchtig vom Entzündungszustand berichtete; ich war da, um mit wachsender Sorge zu beobachten, dass Hs Temperatur nicht sinken wollte und sein Blutsauerstoff sich nicht normalisierte. Ich half H dabei, kleine Spaziergänge auf der Station zu unternehmen, und sah ihm hinterher beim Schlafen zu. Manchmal nickte er mitten im Satz ein. Ich zog ihm saubere Sachen an und reichte ihm winzige Portionen zu essen. Ich versuchte, Bert zu beruhigen, der Angst um seinen Vater hatte, weil der an so vielen Schläuchen und Kabeln und piepsenden Geräten hing.

Irgendwo inmitten dieser Katastrophe tat sich etwas in mir auf, wie ein Riss. Ich verbrachte so viele Stunden im Auto auf dem Weg zum Krankenhaus und zurück; ich saß an Hs Bett, während er schlief; wartete in der Cafeteria, bis die Visite abgeschlossen war. Ich stand unter enormer Anspannung und war gleichzeitig dazu verdammt, ruhig zu bleiben. Die ganze Zeit musste ich anwesend und in Alarmbereitschaft sein – aber gleichzeitig war ich ein zum Nichtstun verdammt, überflüssiger Eindringling. Ich verbrachte Ewigkeiten damit, Löcher in die Luft zu starren und mich zu fragen, was ich tun sollte, während gleichzeitig alles in mir daran arbeitete, diese völlig neuen Erfahrungen irgendwie zu sortieren und in einen Zusammenhang zu bringen.

Und je tiefer dieser Riss ging, desto klarer wurde mir, was jetzt unvermeidlich auf mich zukam. Es fegte ja ohnehin bereits ein merkwürdiger, unaufhaltsamer Orkan durch mein Le-

ben, und das hier war einfach noch eine seiner Auswirkungen. Erst vor einer Woche hatte ich meinen Job als Dozentin gekündigt – in der Hoffnung, abseits des ständigen Drucks und Lärms einer modernen Universität ein besseres Leben zu finden. Ein paar Monate musste ich jetzt noch durchhalten – und ausgerechnet am Anfang des Semesters, in der hektischsten Zeit, nahm ich mir nun Sonderurlaub, um meinen kranken Mann zu pflegen. Aber wer hätte es sonst tun sollen?

Außerdem hatte ich nach sechs Jahren mein erstes Buch veröffentlicht, und die nächste Deadline stand kurz bevor. Mein Sohn war nach den langen Sommerferien in die erste Klasse gekommen, und ich machte mir wie wohl jede Mutter Sorgen, ob er den Herausforderungen in der Schule gewachsen war. Ich steckte also mitten in einer Phase der Veränderung, und da tauchte auch noch deren große Schwester, die Sterblichkeit, auf und klopfte nicht nur an, sondern trat mit aller Macht die Tür ein.

An meinem dreißigsten Geburtstag hatte ich mich unversehens auf einer Trauerfeier wiedergefunden. Ich hatte mich mit einer Freundin in einem Pub verabredet, in dem – wie sich herausstellte, als ich mitten hineinstolperte – der letzte Akt einer irischen Beerdigung stattfand. Alle trugen Schwarz, in einer Ecke spielten zwei junge Frauen Geige und sangen Volkslieder. Ich hätte auf dem Absatz kehrmachen und wieder rausgehen sollen, aber ich hatte Angst, meine Freundin würde mich dann nicht finden, und außerdem regnete es. Ich dachte, ich könnte einfach ein bisschen an der Tür herumlungern und würde nicht weiter auffallen. Obwohl, eigentlich weiß ich gar nicht genau, was ich dachte. Jeder vernünftige Mensch wäre gegangen und hätte der Freundin eine Nachricht geschickt.

Aber ich blieb und dachte, das war mal wieder typisch für mich, dass das endgültige Ende meiner Jugend mit derartigen Vorböten des Todes garniert wurde.

Die Lage spitzte sich zu, als meine Freundin dazukam, die einer der bereits von der Bühne verschwundenen Musikerinnen verdammt ähnlich sah. Und das fand nicht nur ich. Die gesamte Familie des Verstorbenen verwechselte sie mit der verschwundenen Geigerin, alle umarmten sie, gaben ihr die Hand, klopfen ihr auf die Schulter und bestanden darauf, dass sie auf einen Drink blieb. Meine Freundin hatte keine Ahnung, in was sie da hineingeraten war, ließ sich in der Annahme, es handele sich bei diesen Leuten einfach um ganz besonders gastfreundliche Iren, tatsächlich einladen und brachte es sogar fertig, sämtliche Fragen zu ihrem musikalischen Talent zu beantworten. Die anderen hielten sie vermutlich für wahnsinnig bescheiden, als sie sich selbst rundheraus jede Begabung absprach. Wir wurden nur deshalb irgendwann entlassen, weil wir Theaterkarten vorweisen konnten, die bestätigten, dass wir nun wirklich an einem anderen Ort sein sollten.

Das Ganze hatte etwas von einer eigens für mich inszenierten shakespearischen Posse. Im Rückblick war es aber durchaus eine kleine Hilfe für den schwierigen Übergang von einem Lebensjahrzehnt ins nächste. An meinem vierzigsten Geburtstag war H frisch aus dem Krankenhaus entlassen, und ich hatte sämtliche Feierlichkeiten abgesagt. Um zehn Uhr abends rief Bert nach mir, und kaum saß ich auf seiner Bettkante, übergab er sich. Und zwar einmal quer über mich drüber. Das ging fast die ganze Nacht so weiter. Aber das war dann auch egal, da ich es ohnehin aufgegeben hatte, noch auf Schlaf zu hoffen. Irendetwas in mir hatte sich bereits verschoben.